

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Handtmann: Kleine Mitteilungen.

13. Die Schafklauen - Muschel, *Dreissena polymorpha* Pallas (= *Tichogonia Chemnitzii* Rossmässler, Stein, die leb. Schnecken u. Muscheln Berlins, S. 106 T. 3 Fig. 9). Nach Stein a. a. O. ist die Muschel zu Anfang dieses Jahrhunderts wahrscheinlich mit Flossholz aus der Wolga (?) eingewandert und war um 1800 hier noch so selten, dass einzelne von Berlin nach Wien gesandte Stücke mit etwa fünfzig Pfennig bezahlt wurden. Ihre allmähliche Verbreitung ist sehr merkwürdig und überraschend schnell vor sich gegangen. Gegenwärtig haben unsere grossen Landseen z. B. der Müggel-See, Schwielow-See, Tegeler-See am Ufer bereits wahre Bänke und Ablagerungen abgestorbener und gewissermassen subfossil gewordener Dreissenen aufzuweisen, so dass sie zum Kalkbrennen benutzt werden könnten. Eigentümlich ist es, dass sich bei Baumgartenbrück die *Dreissena*, die während der untern Diluvialepoche mit *Lithoglyphus naticoides* bei uns bereits einmal heimisch gewesen ist, im fossilen, unterdiluvialen Zustande, wie Berendt (die Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg, Berlin 1863, S. 41) schon angedeutet hat, am Bergabhange vorfindet und sich dort mit recenten Schalen von Dr. vermischt, welche der Wellenschlag, der Eisschub und der Sturmwind an demselben Abhang in die Höhe befördert.

Obwohl das Volk den kleineren Tieren der Regel nach eine besondere Aufmerksamkeit nicht schenkt, so ist ihm das massenhafte Vorkommen der eingewanderten Muschel doch nicht entgangen. Am Müggel-See in Friedrichshagen hat dieselbe sogar einen eigenen Namen erhalten, der Volksmund nennt sie nach Mitteilung unseres am Müggel-See gross gewordenen Mitgliedes Hermann Maurer „Schafklauen.“ Diese Bezeichnung ist nicht übel gewählt, da die einzelne Muschelschale in der That mit einer einzelnen Schafklaue eine gewisse äusserliche Ähnlichkeit hat. Der Volksname Schafklaue für *Dreissena* möge hiermit in die Wissenschaft eingeführt sein und ist um so interessanter, als er beweist, wie die neubildende Sprachkraft des Volkes denn doch noch nicht völlig im Deutschen erloschen ist. Eine solche volkstümliche Neubenennung eines Tieres ist wohl berechtigt und klingt ganz anders als die Verdeutschungskünsteleien eines Lorenz Oken, welche, gleich denjenigen seiner Nachtreter, niemals dem Volksgeist genehm, niemals dem Volksmund bequem werden können. Letzteres gilt auch von vielen der Stein'schen Verdeutschungen in seinem mehrerwähnten Büchlein.

Ernst Friedel.

## Kleine Mitteilungen.

### Ein Märker des 17. Jahrhunderts über vorgeschichtl. Urnen.

Von Dr. Otto Pniower.

Dass das Interesse für die Praehistorie nicht von heute ist, sondern dass die Aufmerksamkeit der Forscher schon frühe auf vorgeschichtliche, in der Erde vergrabene Gegenstände gerichtet war, dürfte bekannt sein. Bis ins 16. Jahrhundert kann man dieses Studium verfolgen. Man braucht nur



in Bekmanns „Mark Brandenburg“ das erste Kapitel des zweiten Teiles: „Von den Altertümern der Mark“ zu lesen, um wahrzunehmen, eine wie lange Tradition schon im vorigen Jahrhundert für die Beobachtung und historische Auffassung vorgeschichtlicher Objekte bestand. Allerdings war die Beurteilung der Fundgegenstände, die Ansicht von ihrem Ursprung und ihrer ehemaligen Verwendung eine höchst naive. So kühl und verständig Bekmann über diese Momente denkt, so abenteuerlich dachten die Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts darüber. Aberglaube und Unkenntnis mischten sich in ihrem Urteil zu einem wunderlichen Ganzen.

Im Folgenden geben wir ein Beispiel davon. Es ist um so bezeichnender, als es einem Buch entstammt, in dem sein Autor weniger die mühseligen Resultate seines Denkens als die eiligen Früchte einer ausgebreiteten Lektüre niedergelegt hat. Wir vernehmen so nicht die Meinung eines einzelnen, sondern die Auffassung ganzer Generationen.

Wir geben es an dieser Stelle, weil, was wir hören, in doppeltem Sinne von landesgeschichtlicher Bedeutung ist. Einmal werden in ihm diejenigen Orte unserer Heimatprovinz genannt, die noch heute die typischen Fundstätten von Urnen mit ihren Beigaben sind, dann ist der Autor des Buches, aus dem wir citiren, ein Märker. Das Werk führt nach der Sitte der Zeit einen umständlichen, mit Gelehrsamkeit prunkenden Titel, von dem hier anzuführen genügt: „Anthropodemus Plutonicus Das ist, Eine Neue Welt-beschreibung Von allerley Wunderbahren Menschen Als da seyn Die Alpmännergen, Schröteln, Nachtmähren, Bergmännerlein, Wichtelin usw. Auctore M. Johanne Praetorio Zetlingâ-Palaeo-Marchita P. L. C. Magdeburg 1666.“

Johannes Praetorius, früher Hans Schultze geheissen, stammte aus Zetlingen in der Altmark, wo er am 22. Oktober 1630 als der Sohn des Dorfkrüegers geboren wurde. Er starb 1680 in Leipzig, an dessen Universität er Magister war. Als Publicist war er Dichter, Humorist, Naturforscher und Historiker, besonders aber war sein Interesse dem Zauberwesen und dem mythischen Volksglauben zugewandt, auf welchem Gebiete er allein eine ganze Litteratur schuf. Er war ein professioneller Buchmacher und Vielschreiber. Wissen wir doch von 39 Werken, die er in einer kaum dreissigjährigen Schriftstellerei verfasst hat, unter denen die meisten Bände grössten Umfanges sind. Möglicher Weise ist aber damit die Zahl seiner Produkte noch nicht erschöpft. Allerdings pflügte er mit fremdem Kalbe und war nicht viel mehr als ein Compiler. Sein Standpunkt in den Schriften, die das Zauber-Gespenster-Hexenwesen oder andere Erscheinungen der dritten Welt behandeln, war ein rationalistisch-abergläubischer. Sein Biograph in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, Friedrich Zarncke, charakterisiert ihn folgendermassen: „Praetorius ist ein wütender Feind eines gewissen Kreises abergläubischer Anschauungen, wie sie das gewöhnliche tägliche Leben zu beherrschen pflegen. Gegen diese zieht er spottend und scheltend zu Felde und seiner redseligen Feindschaft verdanken wir ein wahrhaft unerschöpfliches Register derselben. Aber dabei steckt er selber tief im Aberglauben, sobald derselbe nur eine Art religiöses, wissenschaftliches oder gelehrtes Gewand trägt. So sind die Astrologie und die Chiromantie, die Metoposcopy, der Glaube an Hexen und Zauberei für ihn unumstösslich



sicher, sie sind teils Mittel des Teufels, verwerflich aber in Wirklichkeit vorhanden, und er hat dickste Bände daran gewendet, sie kennen zu lehren und zu verbreiten. Ein mystischer Glaube an die durch kein Gesetz gebundene göttliche Weisheit beherrscht ihn dabei.“ Im „Anthropodemus“ erzählt Praetorius eine Fülle von Geschichten und Anekdoten, deren Mittelpunkt Geistererscheinungen bilden. Auch hier glaubt er an das, was er berichtet, aber er sieht in den Erscheinungen nicht die Personen selbst, die sie darstellen, sondern verschiedene Rollen des Teufels, der dieses Mittel benutzt, um die Menschen zu schädigen oder zu verderben.

Seine Schriften sind eine reiche, noch durchaus nicht ausgeschöpfte Quelle für die deutsche Mythologie und den deutschen Volksglauben vgl. E. Mogk in Pauls Grundriss für germanische Philologie I 986; II, 2, 267. Seinem „Glückstopf“ entnahmen die Brüder Grimm für ihre Sammlung wörtlich eine Sage. Kein geringerer als Goethe griff auf der Suche nach poetischen Stoffen oder Motiven nach seinen Hervorbringungen, und der Stoff der Ballade „Der getreue Eckart“ ist aus einer seiner Schriften, den „Saturnalia“ geschöpft. Goethe Jahrbuch 9, 235. Und zwei andre von ihnen zog Goethe heran, als es sich für ihn darum handelte, für seinen Faust Studien auf dem Gebiete der mythischen Volksanschauungen zu machen. Und gerade dem Buch, dem wir die nun folgende Stelle entnehmen, wurde die hohe Gunst zu teil, zur Gestaltung unseres grössten dichterischen Werkes beizutragen, indem es für die Walpurgisnacht des ersten Teiles des Faust, vielleicht auch für die des zweiten Motive lieferte. Vgl. die Weimarer Ausgabe von Goethes Werken Bd. 14 S. 300 (Erich Schmidt) und Georg Witkowski, D. Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust, Leipzig 1894 S. 23 f. Die Stelle (S. 54 ff.) lautet:

„Wer wolte hierzu nicht bringen die Urnas fossiles, oder (wie sie vom Schwenckfeldio lib. 3. Fossil. Siles. p. m. 406. 407 mit folgender Beschreibung genannt werden) Erd-Töpffe, gewachsene Töpffe, Zwergtöpffe, deren Hals ingemein enge ist, und der Bauch dicke, davon auch etliche nur einen Henkel oder Handgriff, etliche zwey ja drey haben. Etliche seynd mit Stürtzen bedecket, etliche nicht. Etliche seynd Ascherfarbe, etliche gelb, etliche roth: In dem sie traun an der Farbe und Grösse untereinander sehr unähnlich seyn. Solche werden an den meisten Oertern bey Guben, Sora, Sommelfeld etc. auss der Erden gegraben, und seynd schier feuchte, weich und thonicht. So bald sie aber an die Luft kommen, werden sie ziemlich hart. Der gemeine Mann saget, dass sie in die Erde wachsen. Viel glauben, dass die Zwerge sich vor diesem solcher gebraucht haben. Die Gelahrten vermuthen, dass daselbsten die Begräbnüsse der Heyden gewesen seyn, welche, weil sie keine Urnas gehabt, sich solcher Töpffe bedienet hetten, drinnen sie unterdessen die Asche, das Feuer, die übrigen Beine, und was vom Holtzhauften hinterlassen worden, wenn sie, an statt unserer Begrabung, ihre Anverwandten verbrandt haben, zum Zeichen der letzten Liebe geschüttet, dass sie hernach mit einander in ein Loch oder Sande verscharret haben. Confer meine antiquitätische Karte. Bey Christoff Richtern im Calend. 1662 stehet dieses: In Gross-Polen bey der Stadt Snenum, ist eine ungläubliche Sache zu sehen, dass nemlich Töpffe, Fässer, Krüge und allerhand Gattung irdenes Geschirres von sich selbst wachsen, und auss der Erde gegraben



werden, doch weich, die bald in die Luft gesetzt, allgemach hart werden. Zeilerus in Itinerar. Germ. c. 24 Fol. 524 in der Refier Trebnitz, hart an dem Dorff Masel, ist ein Berglein der Toppelberg genannt, aus welchem rechte formirte Töpffe und andere thönerne Gefäss aussgegraben, doch gantz weich herauss genommen, und erst von der Luft hart gemachet werden. Olorinus in Cent. Herb. pag 102 auss Bramero im Angesichtschweiss p. 382. Münsterus in seiner Cosmographie schreibt, dass in Polen bey den Flecken Nochaw und Paluky, finde man Hafen oder Töpffe, die sind von Natur formieret, und so man sie auss dem Erdreich zeucht und trucknet, sollen sie wie andere Töpffe seyn. Eben solche selbstgewachsene Töpffe werden im Land zu Böhmen, und der Ober-Laussnitz gegraben. Ein Wunderding ists gleichwohl, dass so mancherley Form an denselben Töpffen seyn, da auch keiner dem andern gleich ist, und dass sie unter der Erden weich seyn, wie die Corallen im Wasser, und an der Luft hart werden. Item, dass in jeden Topff etwas sonderlichs lieget. Solche Töpffe werden nur im May gegraben, da sich die Erde selber verreth, als were sie schwanger, ein Hügel machet, darnach die Leute sich richten.“

### Nochmals „Moabit“ und „vermoost“.

Meine kleine Abhandlung im Novemberheft 1892, betr. „Moabit“ hat mir von Seiten meiner Altersgenossen und noch Älterer mancherlei freundlichen Gruss eingetragen. Man erinnerte sich mit herzlichem Lachen, wie 1848 und 1849 der Vers

„Kind, jehe nich nach Mojabit!  
 „Und kannst du das nich laassen, nich la-assen:  
 „So nimm 'nen düchtjen Knüppel mit  
 „Vor so ne Wanderstraassen, ja stra-assen!  
 „:; Denn da jiebt et Pumpernickel\*)  
 „Un ook Hopse uf den Kittel :;“

weit und breit in der Leute Mund war.

Man erinnerte sich des Weiteren aus recht sehr vielen grösseren wie kleineren Ortschaften dessen, was uns in der Jugendzeit in kleinstädtischen und ländlichen Gesellschaftskreisen die Bezeichnung „vermoost“ bedeutet hatte, nämlich a, urwüchsig, natürlich = moosbewachsen; dann b, tropisch = üppig; und nebenbei c, = kräftig, tüchtig, ohne mit dem späteren „famos“ mengeliert zu werden.

Schnell und viel weiter als ich erwartet hatte, erkannten viele und erkannten es an, welch ein glücklicher Treffer es war, dass mein von der Heimatsstadt Potsdam aus der Hinterlassenschaft Dr. Jettmars ererbte und von mir namentlich in der Neumark vielfach aufgefrischte Erinnerung den täuschenden Firnis hinweggebeizt hat, welchen philiströse Willkür aus angeblich biblischem und aus französölnem Farbentopf über das gute alte slavische Heimatswort Moabit gepinselt hatte, welches selbst aus „Mochabit“ zu „Mojabit“ und „Moabit“ kurzgeschliffen war.

Anmerkung: Bei der allen Altberlinern wohlbekanntem Moabiter Brücke tauchte in sehr primitiver Form die erste Bäckerei auf, welche sich rühmte, westfälischen Pumpernickel regelrecht nachbilden zu können. —



Weidlich wundert mich um so mehr, wie mein alter Sagengenosse und Hausfreund, Herr W. v. Schulenburg, S. 94 und 95 d. J. einen Rettungsversuch für jene verlorene Sache anstellt.

Ganz richtig freilich macht Hr. v. Sch. darauf aufmerksam, wie viel und gern der Volksdialekt unverständene Fremdwörter verdreht. Wer weiss das nicht? Ich erinnere z. B. nur an „Ersatzspiel“ statt „Hasardspiel“ — Vierraden i. d. Uckermark, — „Kreolin“ statt „Krinoline“ — Kreis Königsberg, — „zundersch“ statt „stündlich“ bzw. „stundenweis“ u. s. w. u. s. w.

Ebenso richtig erinnert H. v. Sch. daran, dass „gebildete Herren“ famos und famös = prächtig, herrlich, gebrauchen und dass ab und zu einer derselben auf den Umtausch in „vermoost“ verfällt. Ganz recht: als ich 1860 Berliner Student war, thaten wir solches auch; wir waren damals als Kinder unserer Zeit und unserer Umgebung mit in den Wirbel oberflächlichen Treibens und Zierens hineingezogen, der leider Gottes in der sogenannten Berliner Luft — geistig verstanden! — zu allen Zeiten unheilvoll genug sein Wesen hat. Was nun der Student nicht auseinanderhielt, das lernte der geprüfte Mann ausserhalb Berlins in unmittelbarer Verbindung mit dem einfachen Volksleben wieder unterscheiden, unterstützt durch die inzwischen verarbeiteten Sprachkenntnisse und durch die wieder aufwachende Kindheitserinnerung.

Unsereiner, in der Dorfschule unter Arbeiterkindern und Bauernjungen herangewachsen, denkt und spricht eben in den Nüancen dieser Volksklasse ein Deutsch, insbesondere ein lokal bestimmtes Plattdeutsch, welches auch mit dem grössten Fleiss kein „Gebildeter“ sich anzueignen vermag. Man lernt so etwas eben nur instinktiv auf dem Gefühlswege! Da ist es eben so ein Stück, unterscheiden zu können, was der sog. „Ungebildete“ meint, wenn er „famoss“ bzw. „famost“ sagt und wenn er das ähnlich klingende „vermoost“ über die Lippen gehen lässt. Der von Herrn v. Sch. angeführte „Kluge“ und andere „richtige Berliner“ waren leider zu dumm, als dass sie das alteinheimische Wort „vermoost“ verstanden hätten. Statt sich Mühe zu geben, demselben auf den Grund zu kommen, fremdhudelten sie sich dasselbe nach dem latino-französisch eingeschleppten „famosus“ — „fameux“ zurecht, und nun hiess es ohne Prüfung weiter bis zu unseren Tagen hin nach der volkstümlichen Regel „lof du un der Deibel!“.

Herr v. Sch. behauptet kühn: „Da vermoost nicht von Moos her stammt“ u. s. w. Den Nachweis dafür freilich spart er sich! Hat er die Seiten 148-50 im Jahrg. 1892 nicht gelesen? Zu meinem Kindheitsgenossen wie später zu meinem Kirchgemeindegossen an der Oder, im Warthebruche, in verschiedenen landrätlichen Kreisen der Neumark, in Teltow und Zauche gehörten Wiesenkolonisten und Torfarbeiter in Menge, welche das Wort „vermoost“ sowohl im eigentlichen Wiesengrundsinn, wie im übertragenen Sinne = „ertragreich“, folglich „gut, reich“ gebrauchten. Und ich gebrauchte es mit ihnen in unserer Gesprächsgemeinschaft.

Schade, dass die Kenntnis der niederlausitzer Wendensprache, welche sich Herr v. Sch. während seines Aufenthalts zu Burg angeeignet hat, ihn nicht zum Vergleich mit der slavischen Hauptsprache, der russischen, führte. Im Russischen treffen wir nämlich neben der gewöhnlichen Form *Мохаватый*



bezw. Мохавать (Mochawaty bezw. Mochawat), die Nebenformen a, Моховидный bezw. Моховидень (Mochabidny bezw. Mochabid(en), b, Моховише (Mochabischtsche, d. i. fast gleichlautend an „moabitisch“) c, Моховикъ (Mochabik), alles dreies zu deutsch = „moosbewachen, bemoost, vermoost“ und der übertragenen Nebenbedeutung = „ertragreich, schön, gut“.

Nebenbei bemerkt sei: (vergl. Jahrgang 1892 S. 148 zu a und g) bei Frankfurt a. Oder und bei Belgen ist mir neben der Bezeichnung Moabit mit Schluss-T auch die andere Moabik mit Schluss-K wohlbekannt. Auch ein sehr beachtenswerter Sprechpunkt!

Summa: Freuen wir uns weiter, dass der slavische Heimatssprachengel den ihn bald zweihundert Jahre lang verdunkeln wollenden Latino-Franzosen-teufel endlich fortgetrieben hat und dass unser zu ehrlichem Heimatsdeutsch gewordenes Moabit zur Zeit herrlich grünt und aufblüht, wie's vor zweihundert und mehr Jahren sein Bau- und Untergrund in edler Naturkraft als Wiesenland that.

E. Handtmann.

## Bücherschau.

XXI—XXV Jahresbericht des historischen Vereins zu Brandenburg a. d. H. Herausg. im Auftrage des zeitigen Vorstandes. Brandenburg 1894. 111+39 S. Ein reichhaltiger Rechenschaftsbericht. Er enthält ausser der Vereinschronik, die zugleich die in jedem der Berichtsjahre gehaltenen Vorträge kurz characterisiert und dem Katalog der Bibliothek des Vereins zwei bemerkenswerte wissenschaftliche Beigaben. Die eine ist eine Abhandlung, betitelt „Ein Antependium der St. Gotthardt-Kirche zu Brandenburg“ und hat E. Wernicke zum Verfasser, den Herausgeber von Otto's klassischem Werk „Handbuch der kirchlichen Kunstarchaeologie.“ Ihr ist eine trefflich geratene Abbildung des in Deutschland einzig dastehenden Altertums beigegeben. Die Altardecke oder -Vorhang, wie man es nennen will, eine Gobelinweberei aus der Mitte des XV. Jahrhunderts, ist mit der Darstellung einer Jagd auf ein Einhorn, das sich in den Schoss einer Jungfrau flüchtet, geschmückt. W. zeigt nun in einer ausführlichen Erläuterung, wie die ursprüngliche, mittelalterliche Tierfabel, wonach das Einhorn ausserordentlich scheu ist, von einer reinen Jungfrau aber sich anrühren und fangen lässt, auf die Menschwerdung Christi umgedeutet und zuletzt als Allegorie der Verkündigung Mariae durch den Engel Gabriel dienen konnte. Elemente der Bibel, der Predigt- und Erbauungslitteratur wirkten bei diesem Umwandelungsprozesse mit. Nach einer Übersicht über alle ihm bekannten, bisher nicht zusammengestellten Darstellungen der Allegorie giebt der Verf. dann eine hübsche Charakteristik der naiven Kunstäusserung, die sich auf unserem Antependium darbietet.

Die zweite Beigabe führt uns ins 17. Jahrh., mitten in den 30jährigen Krieg. Es sind die Täglichen Aufzeichnungen, die Pfarrherr Joachim Garcaeus (ein Verwandter des bekannten märkischen Geschichtsschreibers) v. J. 1617—32, erst in Sorau, dann in Brandenburg in seinen Kalender eingetragen hat. Herausgegeben sind sie auf Grund einer von Erich